

Interview mit Prof. Dr. Elissa Pustka

Prof. Dr. Elissa Pustka studierte Romanische Philologie (Französisch), Phonetik, Politikwissenschaft, Soziologie und Journalistik in München und Paris. 2003 schloss sie ihr Studium als Diplomjournalistin und Magistra Artium ab. In einem *cotutelle*-Verfahren promovierte sie bei Thomas Krefeld (München) und Bernard Laks (Paris) mit einer Arbeit zu *Phonologie et variétés en contact. Aveyronnais et Guadeloupéens à Paris* (2007 im Narr Verlag in Tübingen erschienen). Nach ihrer Habilitation (Titel der Habilitationsschrift: *Expressivität. Eine kognitive Theorie angewandt auf romanische Quantitätsausdrücke*, 2015 im Erich Schmidt Verlag in Berlin erschienen) vertrat sie zunächst eine Juniorprofessur, anschließend eine W2-Professur an der Universität München, bevor sie auf eine Professur an die Universität Wien berufen wurde, die sie seit September 2014 innehat. Zu Ihren Forschungsschwerpunkten gehören die Phonologie, Semantik und Pragmatik, Perzeption, Kognition und Emotion sowie die Varietätenlinguistik und die Sprachkontaktforschung (u.a. Kreolistik, Fremdsprachenlernen, Massenmedien).

promptus: Du hast neben einem romanistischen Studium ein Diplomstudium der Journalistik abgeschlossen und die Deutsche Journalistenschule besucht. Inwieweit ist diese Ausbildung für deine jetzige Tätigkeit als Romanistik-Professorin hilfreich?

Prof. Pustka: An der Journalistenschule haben wir intensiv geübt, präzise und verständlich zu schreiben. Heute ist es mir persönlich ein großes Anliegen, dies auch an meine Romanistik-Studierenden weiterzugeben, damit sie sich beim Verfassen wissenschaftlicher Texte nicht zu kompliziert ausdrücken; die Inhalte sind ja schon komplex genug. Daneben helfen Erfahrungen in journalistischer Recherche bei der sprachwissenschaftlichen Feldforschung, aber auch ganz praktisch im Uni-Alltag, wenn man zum Beispiel Informationen aus der Verwaltung braucht.

promptus: Den Geisteswissenschaften wird häufig vorgeworfen, dass sie ihre Forschungen nicht wirksam in die Gesellschaft tragen. Helfen journalistische

Kenntnisse demnach auch bei der Sichtbarmachung eigener Forschungsergebnisse?

Prof. Pustka: Als Professorin kann man diese Kenntnisse brauchen, da man viel Sichtbarkeit herstellen muss (z.B. Websites, Plakate und Flyer, Kontakte mit außeruniversitären Einrichtungen, populärwissenschaftliche Vorträge), auch um Gelder für Projekte zu akquirieren. Inhaltlich hatte ich mich in der Romanistik aber zunächst für ganz andere Themen interessiert und mich erst in letzter Zeit auch der Medienlinguistik zugewandt.

promptus: Was gab schlussendlich dann den Ausschlag für die Romanistik gegenüber einer journalistischen Tätigkeit?

Prof. Pustka: Französisch habe ich zunächst nebenbei studiert, weil es mir Spaß gemacht hat und ich französische Wurzeln habe. Nach dem Abitur habe ich zunächst einmal den Druck verspürt, etwas studieren zu müssen, das zu einem konkreten Beruf führt. Einen Magister in romanischer Philologie konnte ich meinen Eltern gegenüber nicht rechtfertigen. Ein Lehramtsstudium kam nicht in Frage, da man Französisch in Bayern zu der Zeit nur mit Deutsch, Englisch oder Latein kombinieren konnte. Hätte es die Fächerverbindung mit Mathematik, Biologie, Soziologie oder Spanisch gegeben, wäre dies eine Option gewesen. Schlussendlich hat die Journalistenschule mir mit ihrer Aufnahme die Entscheidung abgenommen. Nach dem Grundstudium habe ich dann beschlossen, Französisch neben Journalistik im Doppelstudium zu studieren. Ich hatte damals das Angebot, am Wochenende in der Politikabteilung der Süddeutschen Zeitung zu arbeiten, bei der ich ein Praktikum absolviert hatte. Die Alternative war, ein Phonetik-Tutorium an der Uni zu betreuen. Für mich war vollkommen klar, dass ich das Phonetik-Tutorium wollte.

promptus: Aus linguistischer Perspektive läge es nahe, sich dann auch wissenschaftlich mit Pressesprache zu beschäftigen: Gibt es Schnittmengen im Wissenschaftsalltag?

Prof. Pustka: Ich habe zunächst versucht, beides zu trennen. Es war sogar eher so, dass ich mir im Journalismus-Studium sprachwissenschaftliche Themen ausgesucht habe, also Sprachpolitik oder Verständlichkeitsforschung. Meine Diplomarbeit habe ich dann in Politikwissenschaft zum Autonomiestatut Korsikas geschrieben. Im Bereich der Linguistik haben mich eher Themen interessiert, die fernab des Journalismus' liegen.

promptus: Als junge(r) WissenschaftlerIn arbeitet man oft unter prekären Bedingungen mit unsicheren Perspektiven. Fändest du es in dem Zusammenhang fahrlässig, wenn sich RomanistInnen nicht auch außerhalb der Wissenschaft praktisch fortbilden?

Prof. Pustka: Grundsätzlich halte ich es für wichtig, dass sich Studierende intensiv mit ihrem Fach auseinandersetzen. In Österreich erleben wir derzeit, dass LehramtskandidatInnen immer weniger Lehrveranstaltungen in den Fachwissenschaften mitbekommen, da sie so viel Bildungswissenschaft und Praktika machen müssen. Dabei bietet die Romanistik angehenden Französisch-, Spanisch- und ItalienischlehrerInnen eine Vielzahl hochrelevanter Inhalte für die Schule, z.B. die Variation der romanischen Sprachen in der Welt, praktische Phonetik und Phonologie oder auch Sprachgeschichte — damit man die Unregelmäßigkeiten der Morphologie versteht, über die sich die SchülerInnen beklagen. Zudem lernt man bei einem wissenschaftlichen Studium, sich selbständig in neue Themen einzuarbeiten, zu reflektieren, Projekte zu organisieren und Probleme zu lösen. Das sind Kompetenzen, die man in vielen Berufen braucht und die auch in 50 Jahren noch wertvoll sind. Daher sollte man Praxiserfahrung komplementär zu einem wissenschaftlichen Studium sammeln, aber nicht an seiner Stelle. Das kann in der Schule sein, aber genauso im Journalismus oder in der Wirtschaft. Man sollte die Studierenden auch nicht schon mit 18 Jahren zwingen, sich für einen Beruf zu entscheiden. Für viele akademisch anspruchsvolle Berufe ist Forschungserfahrung zudem eine nicht zu unterschätzende Praxiserfahrung.

promptus: Seit September 2014 bist du nun Professorin an der Universität Wien. Welche Unterschiede gibt es zwischen Deutschland und Österreich gerade in Bezug auf den wissenschaftlichen Nachwuchs?

Prof. Pustka: Die Bedingungen für den wissenschaftlichen Nachwuchs sind in Österreich deutlich besser. Das bezieht sich zum einen auf den Verdienst, aber auch auf die Arbeitszeiten: DoktorandInnen haben regulär Arbeitsverträge von 30 Stunden pro Woche statt 20 Stunden wie in Deutschland. Sie können sich also intensiver der Wissenschaft widmen und werden dafür auch bezahlt. Daneben haben DoktorandInnen auch mehr Möglichkeiten, Forschungsreisen oder eigene Kolloquien zu finanzieren. Schwieriger sieht es in Österreich dagegen bei der Drittmittelförderung aus, da es im Gegensatz zu Deutschland kaum Stiftungen gibt. Daneben habe ich das Gefühl, dass Studierende in Österreich häufiger und intensiver einem Nebenjob nachgehen, was wohl an der geringeren Studienfinanzierung liegt. Es fehlt leider ein Angebot an Teilzeitstudienmöglichkeiten.

promptus: Würdest du NachwuchswissenschaftlerInnen eher ein Stipendium oder eine Stelle als Wissenschaftliche(r) MitarbeiterIn empfehlen?

Prof. Pustka: Wenn man während der Promotion bereits ein Stipendium hatte, würde ich ein Habilitationsstipendium nicht mehr empfehlen, weil einem sonst Einblicke in die Arbeit der Institute und Fakultäten fehlen würden. Wenn man viel Lehre und Gremienarbeit leisten muss, muss man sich aber natürlich auch Freiräume für die Forschung schaffen. Insofern halte ich eine Kombination von beidem für am sinnvollsten. Forschung und Lehre sollte man aber auf keinen Fall gegeneinander ausspielen. Ich bin überzeugt davon, dass nur gute ForscherInnen gut lehren können und umgekehrt.

promptus: Wie siehst du momentan das Verhältnis der Promotionen zu den Habilitationen in Bezug auf die Qualität?

Prof. Pustka: In den Promotionen wird sehr viel wissenschaftlicher Fortschritt produziert. Oftmals freut man sich bei Tagungen besonders auf Vortragende,

die über ihre Promotionsprojekte sprechen, weil sie Themen neu denken und Daten ausgewertet haben, wie dies vorher noch nicht passiert ist. Bei den Habilitationen ist es oft leider anders: Da man in der Romanistik in der Habilitationsschrift klassischerweise eine andere Sprache, eine andere linguistische Subdisziplin und eine andere Epoche bearbeitet, erlebt man hier oft leider nicht dasselbe Engagement. Diese Tradition ist mit Blick auf die internationale Forschungslandschaft auch nicht unproblematisch. Wir konkurrieren ja mit SprachwissenschaftlerInnen außerhalb der deutschsprachigen Romanistik, die nach der Promotion bei ihrem Thema bleiben, sich immer besser vernetzen und intensiver forschen. Deutschsprachige RomanistInnen müssen beides auf einmal schaffen: exzellente Forschung, aber auf einem vollkommen neuen Themengebiet. Das bedeutet, dass sie in einem Alter, in dem sie Drittmittelanträge und Artikel in *peer-review*-Journals schreiben sollten, wieder bei null anfangen. Für die Breite, die in der Lehre vertreten werden soll, ist das aber wichtig. Die Romanistik ist ja ein verhältnismäßig kleines Fach, weswegen sich jede(r) ProfessorIn mit fast allem auskennen muss.

promptus: Sollte man dann die Habilitationsschrift abschaffen?

Prof. Pustka: Heutzutage ist es ja durchaus möglich, auch ohne Habilitationsschrift ProfessorIn zu werden. Ich finde es auch gut, dass man meist die Gesamteignung einer Person in den Verfahren bewertet und dies nicht allein am Vorhandensein einer Habilitationsschrift festmacht. Eine komplette Abschaffung der Habilitationsschrift fände ich aber auch schade, weil man hierdurch noch einmal einen Anlass bekommt, sich sehr intensiv mit einem Thema zu beschäftigen und eine weitere Monographie zu verfassen.

promptus: Wenn man beispielsweise das französische und deutsche Wissenschaftssystem vergleicht, lässt sich dann ein Einfluss unterschiedlicher Denk- und Arbeitsweisen in einem *cotutelle*-Verfahren feststellen, so wie du es während der Promotion erlebt hast?

Prof. Pustka: Zunächst bedeutet so ein *cotutelle*-Verfahren ja, dass man zwei unterschiedliche BetreuerInnen mit unterschiedlichem fachlichem Hintergrund

hat. Unterschiede zwischen den Systemen habe ich während der Promotionszeit dagegen nicht wahrgenommen. Das kam erst später, als es in Deutschland hieß, dass ich jetzt alles zur französischen Phonologie vergessen solle, und man in Frankreich der Meinung war, dass ich doch darauf aufbauen müsse. Es war auf alle Fälle gut, neben der Habilitation am Ball zu bleiben, denn neben den wissenschaftlichen Publikationen zählt bei einer Professur ja auch die internationale Vernetzung.

promptus: Sind strukturierte Promotionsprogramme in dieser Hinsicht hilfreich?

Prof. Pustka: Grundsätzlich sehe ich es so, dass man während einer Promotion als ForscherIn arbeitet und nicht mehr studiert. DoktorandInnen sollten also entsprechend bezahlt werden, d.h. sie sollten das Leben eines Erwachsenen führen können und nicht weiter als Kinder angesehen werden, die finanzielle Unterstützung der Eltern oder einen fachfremden Nebenjob brauchen. Begleitende Angebote wie z.B. Sprach- oder Statistikkurse sind natürlich eine große Hilfe. Anforderungen in Promotionsprogrammen wie Anwesenheitspflicht oder das Erlangen einer bestimmten ECTS-Punktzahl halte ich aber nicht für sinnvoll. Von daher ist die klassische Lehrstuhl-Promotion, bei der man ja in kleinen Teams arbeitet und sich in seinem Fach austauscht, eigentlich ein sehr gutes Modell. PromovendInnen sollten – gerade auch in der Lehre – zum Institut dazu gehören und nicht ein neuer Studierenden-Typus sein.

promptus: Viele NachwuchswissenschaftlerInnen zögern auch mit einer Promotion, weil die Rahmenbedingungen an den Universitäten in einer sehr wichtigen Zeit für junge Menschen immer noch als familienfeindlich gelten. Wie siehst du das?

Prof. Pustka: Kleine Kinder sind aufgrund ihrer Neugier per se die besten Wissenschaftler (*lacht*). Grundsätzlich finde ich schon, dass Wissenschaft und Familie gut zusammenpassen, zumal wir über eine relativ flexible Zeiteinteilung verfügen. Wie so oft ist dies aber auch eine Frage des Standorts, die Politik der

Universität und der konkreten KollegInnen. Universitäten sollten Krippen und Kindergärten haben, die den ganzen Tag geöffnet sind und wo jede(r) MitarbeiterIn für sein Kind einen Platz bekommt. In einigen Unternehmen in der Privatwirtschaft gibt es das ja bereits seit Längerem; das ist enorm wichtig, um für exzellentes Personal attraktiv zu sein. Darüber hinaus ist es essentiell, dass die Universitäten familienfreundliche Arbeitszeiten ermöglichen und auch eine familienfreundliche Terminkultur sichern. Oftmals sind hier kleine Unterstützungen schon sehr hilfreich.

promptus: Gibt es hierbei Unterschiede zwischen Österreich und Deutschland?

Prof. Pustka: Ich würde eher sagen, dass es auf den Standort, die Universität und die KollegInnen ankommt. So ist es beispielsweise in München sehr viel schwerer als in Wien, einen Betreuungsplatz zu bekommen, und dieser ist dann auch noch sehr viel teurer. Auf der anderen Seite gibt es gerade in den neuen Bundesländern in Deutschland ein sehr gutes Angebot, und mittlerweile machen viele Universitäten auch Fortschritte im Bereich der familienfreundlichen Terminkultur. Wenn entsprechende Richtlinien oder Erfahrungen in den Instituten jedoch fehlen, dann wird es für den/die Einzelne(n) schwierig. Aber nicht nur WissenschaftlerInnen, auch Studierende bekommen Kinder. Dies hat zur Folge, dass man auch die Studienpläne familienfreundlich gestalten sollte und beispielsweise keine Pflichtveranstaltungen außerhalb der ortsüblichen Betreuungszeiten einplanen sollte.

promptus: Liegt darin auch das Problem begründet, dass sehr viele Frauen Romanistik studieren, dann aber proportional gesehen doch eher Männer Karriere in der Wissenschaft machen?

Prof. Pustka: In der Tat ist es so, dass man zunächst sehr viele und auch sehr gute weibliche Studierende in der Romanistik hat, aber bereits bei TutorInnen und Hilfskräften ändert sich das Verhältnis. Es gibt meiner Meinung nach drei Hürden: Die erste ist, dass viele sich keine Karriere in der Wissenschaft

zutrauen, wenn sie nach dem Masterstudium die Möglichkeit bekommen, eine Promotion anzuschließen. Die zweite Hürde ist die gesamte Organisation von Beruf und Familie, Kinderbetreuung, Terminkultur oder auch die Frage des Pendelns. Die dritte Hürde ist dann letztlich, dass wir aufgrund unserer gesellschaftlichen Prägung Frauen und Männer unbewusst unterschiedlich beurteilen. Das fängt bereits bei der Wahrnehmung der Stimme an. Dem versucht man beispielsweise entgegenzuwirken, indem man Coachings für Berufungskommissionen anbietet, die die Mitglieder dafür sensibilisieren, und objektiv überprüfbare Bewertungen stärker macht, etwa die Quantität und Qualität der Publikationen.

promptus: Wäre es bei der Besetzung von Lehrstühlen dann nicht hilfreich, eine verbindliche Quote für Frauen einzuführen?

Prof. Pustka: Das Problem dabei ist, wie man solche Quoten festlegen will. Nimmt man in einem Fach wie der Romanistik, das zwischen 80 und 90 Prozent von Frauen studiert wird, dann einen analogen Prozentsatz für die Quote von Professuren? Das würde nicht einmal die Frauenbeauftragte unterschreiben. Weitet man das Ganze auf die gesamte Universität aus, kommt man auch mit einer 50/50-Regelung an Grenzen: Es gibt nun mal unterschiedliche Interessen, die sich auch an der Geschlechterverteilung innerhalb der einzelnen Studiengänge zeigt. In einem Fach wie Physik gibt es einfach viel weniger in Frage kommende Frauen als in der Romanistik.

promptus: Vielen Universitätsleitungen stehen auch immer noch männliche Rektoren oder Präsidenten vor. Muss man in diesem Zusammenhang nicht zunächst auch auf den höheren Ebenen des Wissenschaftsmanagements ansetzen?

Prof. Pustka: Auf den höheren Ebenen, wo es jetzt nicht mehr um das Fach, sondern eher um politische Entscheidungen geht, treffen alle Fächer aufeinander und man sollte vor allem darauf achten, dass Entscheidungen gerecht gefällt werden. Wenn man sieht, dass es passieren kann, dass zu Berufungsvorträgen für eine Romanistik-Professur fünf Männer und nur eine

Frau eingeladen werden, dann ist das schon erschreckend. Hier könnte ein(e) Gleichstellungsbeauftragte(r) zum Beispiel eine gezielte Nachrekrutierung weiterer Kandidatinnen einfordern.

promptus: Wenden wir uns abschließend dem Thema « Publikationen » zu: NachwuchswissenschaftlerInnen stehen oft vor der Frage, ob sie eher mehr Artikel publizieren sollen, die qualitativ vielleicht nicht ausgereift sind, oder doch nur wenige, dafür aber qualitativ hochwertig. Wie siehst du in dem Zusammenhang das Verhältnis von Quantität und Qualität?

Prof. Pustka: Das ist eine schwierige Sache. Wir leben als WissenschaftlerInnen in einer Community, in der verschiedene Wissenschaftskulturen parallel existieren, und gleichzeitig vollzieht sich gerade ein Umbruch. Der ideale Romanist, den es aber nicht gibt, ist breit aufgestellt und gleichzeitig sehr fokussiert. Breit aufgestellt heißt: viele Sprachen, viele Themen, viele Epochen und am besten noch interdisziplinär. Fokussiert bedeutet: Alles passt bei dieser Person zusammen, und die Artikel sind alle bei hoch gerankten *peer-reviewed*-Journals oder bei renommierten Verlagen erschienen. Einen Königsweg zur Professur gibt es aber nicht. In den jeweiligen Berufungskommissionen können immer Leute sitzen, die eher eine breite Aufstellung bevorzugen oder eben genau das Gegenteil. Das zweite Problem für den Nachwuchs ist, dass sich die Romanistik als Fach seit ca. zehn Jahren radikal ändert, und man nicht vorhersagen kann, wie in Zukunft Stellen vergeben werden. Die traditionelle Romanistik trifft sich jeweils auf Romanistentagen, Hispanistentagen, Frankoromanistentagen etc. und publiziert dann Beiträge in Sammelbänden auf Deutsch oder in der jeweiligen romanischen Sprache. Daneben gibt es aber auch eine Wissenschaftskultur, in der eher auf Englisch und in *peer review*-Journals veröffentlicht wird, auch wenn das nicht zwingend heißt, dass man dadurch international wahrgenommen wird. Man könnte also den Eindruck gewinnen, dass wir wegkommen von einer deutschsprachigen traditionellen Romanistik hin zu einer internationalen englischsprachigen allgemeinen Wissenschaftskultur. Der Eindruck trägt aber zum Teil auch: Es gibt nämlich verschiedene Disziplinen oder Subdisziplinen, die sich mehr in der einen oder der anderen Kultur bewegen. Formale

Linguisten nehmen beispielsweise eher am internationalen und englischsprachigen Diskurs teil, während typische Themen der deutschsprachigen Romanistik, wie z.B. die Diglossie-Situation in Frankreich oder das Vulgärlatein, viel in anderen Kreisen diskutiert werden. Um damit noch einmal auf die Frage der Qualität zurückzukommen: In Österreich ist es so, dass für Drittmittelanträge beim FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) offiziell ein Minimum an 50% *peer-review*-Publikationen Voraussetzung ist. Dies hat dann zur Konsequenz, dass man sich überlegen muss, ob man es sich überhaupt noch leisten kann, Beiträge in Sammelbänden zu veröffentlichen, wenn Kollegen aus Deutschland dahingehend anfragen.

promptus: Wie ist denn dahingehend die Position der deutschsprachigen Romanistik im internationalen Vergleich? Und soll man jungen RomanistInnen daher empfehlen, auf Englisch zu veröffentlichen?

Prof. Pustka: Wahrscheinlich ist es ratsam, auf mehrere Pferde zu setzen. Das bedeutet, dass man sich in verschiedenen Diskursen positioniert. Dazu gehört auch der englische internationale Diskurs in den Bereichen, in denen man an ihn anknüpft. Und ebenso zählt auch der deutschsprachige Diskurs hierzu, wenn es sich um ein genuin romanistisches Thema handelt. Schließlich befinden wir uns dann noch in den Diskursen der jeweiligen romanischen Sprachen, weil dort auch nicht alles auf Englisch diskutiert wird. Es kommt also darauf an, wen man erreichen will. Richte ich mich an ein romanistisches Publikum und schreibe einen Artikel auf Deutsch, kann ich auch ein bestimmtes gemeinsames Wissen voraussetzen, wohingegen ich genuin romanistische Konzepte einem internationalen Publikum erst einmal erklären muss. Deswegen kann man Artikel auch nicht einfach übersetzen.

promptus: Was bedeutet dies dann auch für die Unterrichtssprache, in der romanistische Lehrveranstaltungen abgehalten werden sollen?

Prof. Pustka: Hier würde ich ebenfalls mehrgleisig fahren. Wenn ein Großteil der Studierenden noch nicht die nötige Sprachkompetenz besitzt, wird es schwierig, eine Lehrveranstaltung nur in der Fremdsprache abzuhalten.

Ansonsten wird das wissenschaftliche Seminar zu einem Sprachkurs. Oder es beteiligt sich nur ein Teil der Studierenden. Psycholinguistisch ist es auch eine ziemlich seltsame Situation, wenn sich SprecherInnen einer Sprache auf einer anderen Sprache unterhalten. Mit Gästen aus dem romanischsprachigen Ausland, die gar kein Deutsch können, ist das authentischer. Zudem war es nie so einfach wie heute, mit der studierten Fremdsprache in ständigem Kontakt zu bleiben, über das Internet oder Reisen. In den wenigen Stunden, die wir in den Curricula für die Wissenschaft zur Verfügung haben, sollte man auf alle Fälle auch Wissenschaft unterrichten. Dies bedeutet aber auch nicht, dass alles auf Deutsch ablaufen soll. Im besten Fall gibt es ein vielfältiges Angebot. Auch das Englische sollte hier kein Tabu sein, wenn man beispielsweise eine fakultätsweite Veranstaltung anbietet.

promptus: Vielen Dank für dieses Interview!

Das Interview führten Julien Bobineau und Robert Hesselbach am 11. Januar 2017.